

Die späte Entdeckung einer Zeugin: Leben und Wirken von Elisabeth Schmitz¹

Ich will erzählen, wie ich auf Elisabeth Schmitz aufmerksam geworden bin und warum ich mich weiter für sie interessiert habe. Auf diese Weise will ich versuchen, ein Bild dieser lange Zeit vergessenen Zeugin entstehen zu lassen.

1. Der Dankbrief an Helmut Gollwitzer vom 24. November 1938

Zuerst begegnet ist mir der Name Elisabeth Schmitz in der Ausstellung „Zur Geschichte der Gemeinde Berlin-Dahlem im Kirchenkampf“, die am 16. Januar 1982 zur Einweihung des Dahlemer Martin-Niemöller-Hauses als Friedenszentrum eröffnet wurde. Aus Helmut Gollwitzers Privatarchiv war im Rahmen dieser Ausstellung auch ein Brief von Elisabeth Schmitz an Gollwitzer vom 24. November 1938 dokumentiert, in dem diese auf dessen Bußtagspredigt vom 16. November 1938 reagiert.²

Gollwitzer hatte sich in seiner Predigt voller Scham über die christliche Schuld angesichts des Pogroms vom 9./10. November 1938 geäußert:

„Wer soll denn heute noch predigen? Wer soll denn heute noch Buße predigen? Ist uns nicht allen der Mund gestopft an diesem Tage? ... Was muten wir Gott zu, wenn wir jetzt zu Ihm kommen und singen und die Bibel lesen, beten, predigen, unsere Sünden bekennen, so, als sei damit zu

¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrags vom 19. Juni 2004, Evangelische Akademie Arnoldshain. – Der Vortragsstil wurde beibehalten.

² Vgl. *Unterwegs zur mündigen Gemeinde. Die evangelische Kirche im Nationalsozialismus am Beispiel der Gemeinde Dahlem. Bilder und Texte einer Ausstellung ...*, hg. v. Gerti Graff u.a., Westberlin (2. Aufl.) 1989, 90f.

rechnen, daß Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft! Ekeln muß es ihn doch vor unserer Dreistigkeit und Vermessenheit. Warum schweigen wir nicht wenigstens?³

Und die Predigt hatte mit einem Aufruf zur praktischen Solidarität mit den Verfolgten geendet:

„Tue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind! Gott will Taten sehen ... Nun wartet draußen unser Nächster, notleidend, schutzlos, ehrlos, hungernd, gejagt und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat. Jesus Christus wartet darauf!“⁴

Auf diese Predigt antwortete Elisabeth Schmitz dankbar mit einem Brief voller prophetischer Warnungen im Blick auf die zukünftige Entwicklung:

„Bitte erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch heute aus tiefstem Bedürfnis heraus für den Bußtagsgottesdienst danke ... So, und nur so kann und darf nach dem, was geschehen ist, eine christliche Gemeinde in Deutschland zusammen sein. Meiner Freundin, die vor der – im Augenblick unmöglich gemachten – Auswanderung steht, haben Ihre Worte herausgeholfen aus tiefer Bitterkeit und Verzweiflung über die Haltung der Kirche. Ich weiß nicht, ob Sie sich besinnen, daß ich vor einigen Wochen einmal bei Ihnen war, um mit Ihnen darüber zu sprechen, daß die Kirche ihren Gemeinden ein Wort zur Behandlung der Juden in Deutschland sagen müsse ... Das Wort der Kirche ist nicht gekommen. Dafür haben wir das Grauenhafte erlebt und müssen nun weiterleben mit dem Wissen, daß wir daran schuld sind ... Es scheint, daß die Kirche auch dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien, es der Einsicht und dem Mut des einzelnen Pfarrers überläßt, ob er etwas sagen will, und was. Aber was m.E. nun überall kommen muß, ist die Fürbitte.“ In diese Fürbitte gehörten „nicht nur die

³ Helmut Gollwitzer, Predigt über Lukas 3,3-14. Bußtagspredigt, 16. November 1938, in: ders., *Dennoch bleibe ich stets an dir ... Predigten aus dem Kirchenkampf 1937-1940 (Ausgewählte Werke, Bd. 1)*, hg. v. Joachim Hoppe, München 1988, 52f.

⁴ H. Gollwitzer, a.a.O., 60.

Christen, sondern auch die Juden“ hinein. Weiter: „Ob wohl jemand auf den Gedanken gekommen ist, an Dr. Baeck zu schreiben im Namen der Kirche, oder an die jüdische Gemeinde, der man alle Gotteshäuser in Deutschland verbrannt oder in die Luft gesprengt hat ... Wo sollen denn nun die Gemeinden Gottesdienst halten in dieser Notzeit? ... Kommen tut nach Ankündigung der Regierung zweifellos die völlige Trennung zwischen Juden und Nichtjuden. Es gehen Gerüchte um ..., daß ein Zeichen an der Kleidung beabsichtigt sei ... Wir haben die Vernichtung des Eigentums erlebt, zu diesem Zweck hatte man im Sommer die Geschäfte bezeichnet. Geht man dazu über die Menschen zu bezeichnen – so liegt ein Schluß nah, den ich nicht weiter präzisieren möchte ... Ich habe schon diesmal von grauenhaften blutigen Exzessen gehört ... Ich bin überzeugt, daß – sollte es dahin kommen – mit dem letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland verschwindet. Das kann ich nicht beweisen, aber ich glaube es.“⁵

Seit ich diesen eindrucksvollen Brief, der mit einem negativen Glaubenssatz über das Verschwinden des Christentums „mit dem letzten Juden“ endet, gelesen hatte, fragte ich mich: Wer war die Verfasserin? Aus dem Katalog geht hervor, dass den Ausstellungsmachern sonst nichts über Elisabeth Schmitz bekannt war.⁶ Merkwürdigerweise war damals auch im Umkreis Gollwitzers und der Dahlemer Gemeinde nichts Genaueres mehr über Elisabeth Schmitz herauszubekommen.⁷

⁵ Elisabeth Schmitz, Brief an Helmut Gollwitzer vom 24.11.1938, in: Gerhard Schäberle-Koenigs, *Und sie waren täglich einmütig beieinander. Der Weg der bekennenden Gemeinde Berlin/Dahlem 1937-1943 mit Helmut Gollwitzer*, Gütersloh 1998, 203f.

⁶ Ihre Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ von 1935/36 wird im Katalog zwar erwähnt, aber in Übereinstimmung mit der gesamten damaligen Forschung fälschlich Marga Meusel zugeschrieben.

⁷ Noch die Dissertation von Gerhard Schäberle-Koenigs aus dem Jahr 1998 über den „Weg der bekennenden Gemeinde Berlin/Dahlem“, in der der Brief von Elisabeth Schmitz an Gollwitzer vom 24. November 1938 ausführlich theologisch gewürdigt wird, hat in dieser Hinsicht keinen neuen Erkenntnisstand (vgl. G. Schäberle-Koenigs, *Und sie waren täglich einmütig beieinander*, Gütersloh 1998, 202-207).

2. „Ein Fräulein Schmitz“ als Adressatin von Briefen Karl Barths (1933/34)

Freilich hatte schon 1979 Werner Koch in einem Beitrag zur Festschrift „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“ zu Helmut Gollwitzers 70. Geburtstag „ein Frl. Dr. Schmitz“ erwähnt – im Rahmen einer Darstellung von Karl Barths „ersten Auseinandersetzungen mit dem Dritten Reich“.⁸ Koch hatte bei seinen Recherchen in Barths Nachlass in Basel brisante Briefe an Elisabeth Schmitz aus den Anfangsjahren des Kirchenkampfes entdeckt. Die Formulierung „ein Frl. Dr. Schmitz“ signalisiert jedoch, dass er mit dem Namen der Adressatin sonst nichts anzufangen wusste. Augenscheinlich hat damals auch sonst niemand gefragt, wer sich hinter dem Namen des ja immerhin promovierten Fräuleins verborgen haben mochte. Und die Ausstellungsmacher vom Martin-Niemöller-Haus sind offenbar ebensowenig wie ich auf die Idee gekommen, hier eine Verbindung zur Verfasserin des prophetischen Briefes an Gollwitzer aus dem November 1938 zu ziehen.

In einem Brief an Elisabeth Schmitz, offenbar einem Antwortbrief auf ein Schreiben der Adressatin, schreibt Barth im Mai 1933 u.a.:

„Ich bin seit dem 30. Januar, genau genommen freilich schon seit dem Juni vorigen Jahres, in schwerster Sorge, freilich nicht nur in der Judenfrage sondern im Blick auf die ganzen Komplexe, durch die deren derzeitige Behandlung bedingt ist ... Sie fragen mich, ob ich nicht das Wort ergreifen möchte. Ich frage mich selber wirklich auch ... Ich halte vorläufig das, was ich in dieser meiner Arbeit im Sinn einer sich selbst besser verstehenden Kirche tun kann, für wichtiger als das, was ich mit einem öffentlichen Votum, dessen Resonanz von vornherein so gefährdet ist, ausrichten könnte. Die Frage kann sich so gestalten, daß sich das Verhältnis umkehren, daß also das Schiff auf Sand gesetzt werden muß. Dafür werde ich mich gewiß offen halten. Aber noch könnte ich verantwortlicherweise nicht sagen, daß ich den Augenblick für gekommen sehe. Es muß jetzt jeder, der in der Sache so denkt, wie wir, dem andern das Vertrauen schenken, daß er je

⁸ Werner Koch, Karl Barths erste Auseinandersetzungen mit dem Dritten Reich, in: *Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens*, hg. v. Andreas Baudis u.a., München 1979, 495.

nach seiner Sicht der Dinge jeweils zu seiner Zeit dasjenige tue, was er aufrichtig für Gehorsam hält.“⁹

Immerhin sah Barth sich wenig später doch zu einem „öffentlichen Votum“ veranlasst, zur Kampfschrift „Theologische Existenz heute!“ vom 25. Juni 1933, in der er u.a. vor der Einführung eines der NS-staatlichen Gesetzgebung entsprechenden kirchlichen Arierparagrafen warnte, denn:

„Die Gemeinschaft der zur Kirche Gehörigen wird nicht durch das Blut und also auch nicht durch die Rasse, sondern durch den heiligen Geist und durch die Taufe bestimmt. Wenn die deutsche evangelische Kirche die Judenchristen ausschließen oder als Christen zweiter Klasse behandeln würde, würde sie aufgehört haben, christliche Kirche zu sein.“¹⁰

Das waren Sätze, an die sich Dietrich Bonhoeffer erinnerte, als die Evangelische Kirche der Altpreußischen Union am 6. September 1933 tatsächlich einen Arierparagrafen nach staatlichem Modell beschloss. Daher fragte er Karl Barth um Rat, was nun zu tun sei.¹¹

In einem weiteren von Werner Koch zitierten Antwortbrief an Elisabeth Schmitz stimmt Barth ihr im Januar 1934 auf der ganzen Linie zu:

„Der Gedanke an Ihren Brief vom Neujahrstage hat mich die ganzen Wochen begleitet. Sie dürfen schon wissen, daß er mich außerordentlich bewegt hat ... Sie würden sich nicht an mich gewandt haben, wenn Sie nicht angenommen hätten, daß Schicksale wie die, von denen Sie mir berichten,

⁹ Karl Barth, Brief an Elisabeth Schmitz vom 2.5.1933 (zit. nach: W. Koch, Karl Barths erste Auseinandersetzungen mit dem Dritten Reich, a.a.O., 495). – In dem zitierten Brief äußert Barth auch die Befürchtung, ein Protestwort zur sog. Judenfrage könne ihn seine Stellung kosten, „bevor und ohne daß ich gehört worden wäre“ (zit. nach: Günther van Norden, Karl Barth 1933/34 – der homo politicus im Jahr der neuen Koalition, in: *Hören und Lernen in der Schule des NAMENS*, hg. v. J. Denker u.a., Neukirchen-Vluyn 1999, 256).

¹⁰ Karl Barth, *Theologische Existenz heute!*, Beiheft Nr. 2 von „Zwischen den Zeiten“, 11. Jg. (1933), 25f.

¹¹ Vgl. Dietrich Bonhoeffer, Brief an Karl Barth vom 9. 9. 1933, in: D. Bonhoeffer, *Berlin 1932-1933 (DBW 12)*, 124, wo Bonhoeffer den „Gedanken der Freikirche“ ins Spiel bringt.

meine rückhaltlose Teilnahme finden würden ... Ich weiß nicht, ob Sie mich gut genug kennen, daß es darüber keiner Worte zwischen uns bedarf: die gegenwärtig in Deutschland versuchte Lösung der Judenfrage ist menschlich, politisch und christlich eine Unmöglichkeit ... Die evangelische Kirche müßte heute mit einem lauten Nein zu all dem, was jetzt in der Arierfrage geschieht und mit einem ebenso bestimmten Wort des Trostes und der Hoffnung für ihre in dieser Sache angefochtenen Glieder und sogar mit einer ernsten Fürsprache für die Glieder der Synagoge auf dem Plane sein.“¹²

Die von Barth vorformulierte „Theologische Erklärung“ der Barmer Bekenntnissynode betonte Ende Mai 1934 in ihrer ersten These zwar, dass Jesus Christus „das eine Wort Gottes“ sei, neben dem kein anderes Wort als Offenbarungsquelle Geltung beanspruchen dürfe.¹³ Dies schloss in Barths Verständnis die Ablehnung eines kirchlichen Arierparagraphen ein.¹⁴ Warum in der Barmer Erklärung die Frage der Solidarität mit den Juden und den Christen jüdischer Herkunft nicht explizit thematisiert worden ist, wird wohl immer umstritten bleiben.¹⁵ Im Nachhinein hat Karl Barth das Verschwinden der sog. „Judenfrage“ aus dem kirchlichen Horizont auch als persönliche Schuld gesehen. So schrieb er im Mai 1967 an Eberhard Bethge aus Anlass von dessen Bonhoeffer-Biographie, er empfinde

¹² Karl Barth, Brief an E. Schmitz vom 18.1.1934 (zit. nach: W. Koch, Karl Barths erste Auseinandersetzungen mit dem Dritten Reich, in: *Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens*, 511). – Eine Einzelaktion lehnte Barth aber weiterhin ab, da er seine Tätigkeit als theologischer Lehrer nicht gefährden wollte: „Diese Möglichkeit um einer offenkundigen Unmöglichkeit willen preiszugeben, würde ich nicht für einen Akt des Unglaubens, sondern nur für einen Akt des Übermuts halten können“ (zit. nach G. van Norden, Karl Barth 1933/34 – der homo politicus im Jahr der neuen Koalition, in: *Hören und Lernen in der Schule des NAMENS*, 256). Van Norden redet in diesem Zusammenhang von „politisch-taktischen Gründen“ für Barths öffentliche Zurückhaltung (a.a.O., 255).

¹³ *Quellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus 1871-1945*, hg. v. Karl Kupisch, München und Hamburg 1965, 275.

¹⁴ Vgl. Barths Erläuterung zu den Beschlüssen der Freien Reformierten Synode von Anfang Januar 1934: „Der Arierparagraph in jeder Form“ könne theologisch „nur aus den trüben Quellen einer zweiten Offenbarung begründet werden“ (zit. nach: Eberhard Busch, *Unter dem Bogen des einen Bundes. Karl Barth und die Juden 1933-1945*, Neukirchen-Vluyn 1996, 204).

¹⁵ Vgl. dazu: Eberhard Bethge, „Christologisches Bekenntnis und Antijudaismus. Zum Defizit von Barmen I“ (1983), in: ders., *Bekennen und Widerstehen. Aufsätze, Reden, Gespräche*, München 1984, 113-140.

es „längst als eine Schuld meinerseits“, die „Judenfrage“ im Kirchenkampf „jedenfalls öffentlich ... nicht ebenfalls als entscheidend geltend gemacht“ zu haben. Zwar wäre ein anderer Text der Barmer Erklärung nach seiner Einschätzung damals nicht mehrheitsfähig gewesen, „aber das entschuldigt nicht, daß ich damals – weil anders interessiert – in dieser Sache nicht wenigstens in aller Form gekämpft habe“.¹⁶

Merkwürdig nur, dass Barth in demselben Brief an Bethge schreibt, „die Tatsache, daß Bonhoeffer 1933ff als Erster ja fast Einziger die *Judenfrage* so zentral und energisch ins Auge gefaßt und in Angriff genommen“ habe, sei ihm „neu“ gewesen. Sollte Barth zwischenzeitlich die Briefe von Elisabeth Schmitz in dieser Sache vergessen haben?

3. Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ (1935/36)

Elisabeth Schmitz jedenfalls hat in aller Form gekämpft. Seit 1999, als Dietgard Meyer einen ausführlichen theologisch-biographischen Beitrag über sie veröffentlichte, können wir darüber endlich mehr wissen.¹⁷ Dietgard Meyer macht zunächst einmal deutlich, dass es sich hier nicht um irgendein „Frl. Dr. Schmitz“ handelte: Immerhin hatte Elisabeth Schmitz (1893-1977) in Bonn und Berlin, dort nicht zuletzt bei Adolf von Harnack, Theologie studiert und bei dem renommierten Historiker Friedrich Meinecke im Dezember 1920 promoviert. Nach Staatsexamen und Vorbereitungsdienst war sie seit 1923 an verschiedenen Berliner Schulen als Studienrätin für die Fächer Geschichte, Deutsch und Religion tätig.

Dietgard Meyer hat die Briefe von Elisabeth Schmitz an Karl Barth, auf die Barth mit seinen bereits von Werner Koch zitierten Antwortbriefen reagiert hatte, entdeckt und zugänglich gemacht. Demnach hatte Elisabeth Schmitz im April 1933 an Barth geschrieben:

¹⁶ Karl Barth, Brief an Eberhard Bethge vom 22. Mai 1967, in: *EvTheol* 28 (1968), 555.

¹⁷ Vgl. zum folgenden: Dietgard Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart, Ilse Meseburg-Haubold, Dietgard Meyer, *Katharina Staritz 1903-1953. Dokumentation Bd. 1: 1903-1942*. Mit einem Exkurs *Elisabeth Schmitz*, Neukirchen-Vluyn 1999, 185-269.

„Man hat mir gesagt, man befürchte eine neue Kirchenspaltung. Ich weiß nicht, ob das zu fürchten oder zu hoffen ist. Jedenfalls sind die lahmen, über und über in Watte gepackten Äußerungen der evang. Kirchenbehörden nur dazu angetan, einen völlig verzweifeln zu lassen.“ Und sie fragte: „Hätte die Kirche nicht wenigstens die elementare Pflicht, sich um ihre eigenen verfolgten Glieder zu kümmern? Und trägt sie nicht die Verantwortung andererseits für *die* Glieder, von denen all der Haß ausgeht?“¹⁸

Am 1. Oktober 1933 war die Ärztin Martha Kassel (später Seefeld), eine „der Abstammung nach jüdische Freundin“, der am 1. Juli 1933 die Kassenzulassung und damit ihre Existenzgrundlage entzogen worden war, mit Elisabeth Schmitz zusammengezogen.¹⁹ „Weil sie die antijüdische Einstellung der Kirche und ihre servile Haltung gegenüber dem NS-Regime nicht verstehen konnte“,²⁰ war Martha Kassel „aus der *Kirche* wieder ausgetreten, nicht aus dem christlichen Glauben“, wie Elisabeth Schmitz am 1. Januar 1934 in ihrem Neujahrsbrief an Karl Barth formulierte. Sie fragte ihn aus diesem Anlass:

„Was sollen wir denn nun machen? Sollen wir warten, bis wieder etwas da ist, das den Namen ‚Kirche‘ verdient? Das Christentum vergeht ja nicht, auch wenn es hier in Deutschland verleugnet wird. Aber die Menschen sterben!“²¹

Zugleich weist sie darauf hin, dass sie den „kirchenpolitischen Kampf“ bei aller Sympathie in der Gefahr sehe, zum „Selbstzweck“ zu verkommen:

„Er beruhigt die Gewissen – man kämpft ja gegen den Arierparagraphen (aber beileibe nur in der Kirche!) – u. macht die Menschen blind der Tatsache gegenüber, daß ebenso dringliche Aufgaben, ja die allerdringlichste

¹⁸ Elisabeth Schmitz, Brief an Karl Barth vom 18.4.1933 (zit. nach: Dietgard Meyer, a.a.O., 201f).

¹⁹ Vgl. Dr. Elisabeth Schmitz, Gesuch um Anerkennung als Wiedergutmachungsfall..., a.a.O., 265. – Nach Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*, 549, hat Martha Seefeld, geb. Kassel, ihre Kassenzulassung am 1.7.1933 verloren, während Elisabeth Schmitz im zitierten „Gesuch um Anerkennung“ offenbar den 1.4.1933 als Datum angibt.

²⁰ Dietgard Meyer, a.a.O., 201f.

²¹ Brief von E. Schmitz an K. Barth vom 1.1.1934 (zit. nach: D. Meyer, a.a.O., 201f).

vergessen wird. Wo hätte man ein Trostwort der Kirche an ihre verfolgten Glieder gehört, geschweige denn ein mitfühlendes Gedenken an die Verfolgten – von *Christen* Verfolgten – überhaupt?“

Nicht „ein neues Bekenntnis“ habe die Kirche „am nötigsten“, „sondern ganz einfache, schlichte, selbstverständliche christliche Liebe“. Auf keinem anderen Gebiet habe die Kirche „so rettungslos versagt wie auf diesem“.²² Die hier erwähnte Ärztin Martha Kassel ist offenbar dieselbe, die Elisabeth Schmitz im November 1938 in ihrem Dankschreiben an Gollwitzer als ihre Freundin erwähnen sollte.²³

Noch einmal schrieb Elisabeth Schmitz an Karl Barth im Februar 1934, indem sie begründete, warum sie gerade von der Kirche mehr erwartete. Nachdem von der Universitätswissenschaft bis zur Frauenbewegung „alles, aber auch alles restlos vor diesem Staat einfach umgefallen ist“, fragte sie:

„Gereicht es der Kirche nicht zur Würde, wenn man von ihr grundsätzlich mehr verlangt als von allen diesen Institutionen?“²⁴

Doch voller Scham muss sie das Versagen gerade auch der Kirche feststellen:

„Immer wieder einmal komme ich an einen Punkt, an dem es über mir zusammenzubrechen droht, an dem es mir ganz *unerträglich* ist, daß ich um mich her, u. gerade in kirchlichen Kreisen, so gut wie kein Verständnis finde u. eine völlige Blindheit gegen die Schwere der Schuld, unter die ich mich selbst voll u. ganz stelle u. stellen *muß*. Ich *kann* ja nicht heraus aus dem Volk u. der Kirche, in denen diese Dinge geschehen, u. muß mich schämen als Deutscher u. als Christ.“²⁵

²² Brief von E. Schmitz an K. Barth vom 1.1.1934 (zit. nach: D. Meyer, a.a.O., 202f).

²³ Den Brief von E. Schmitz an Gollwitzer erwähnt und zitiert D. Meyer, a.a.O., 196 (Anm. 44), 201f. (Anm. 72) u. 204.

²⁴ E. Schmitz, Brief an K. Barth vom 12.2.1934 (zit. nach: D. Meyer, a.a.O., 200f).

²⁵ E. Schmitz, Brief an K. Barth vom 12.2.1934 (zit. nach: D. Meyer, a.a.O., 202).

Nun aber zum Entscheidenden! Über alles bisher Erwähnte hinaus hat Dietgard Meyer klargestellt, dass Elisabeth Schmitz auch die Verfasserin der Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ war, die im September 1935 „wahrscheinlich der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union“ in Berlin-Steglitz vorgelegen hatte,²⁶ dort aber nicht behandelt worden war. Trotz aller Enttäuschungen war Elisabeth Schmitz am 18. September 1934 formell in die Bekennende Kirche eingetreten. Als deren Glied sah sie sich insbesondere in der Verantwortung, die Bekennende Kirche zur Solidarität mit den verfolgten „Nichtariern“ zu mobilisieren. Diesem Zweck diente die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“.²⁷

Als solche ist diese Denkschrift in der Forschung längst bekannt gewesen: Wilhelm Niemöller hatte sie bereits 1948 in seiner Darstellung von „Kampf und Zeugnis der Bekennenden Kirche“ erwähnt, jedoch auf Mai 1936 datiert und Marga Meusel zugeschrieben, – wohl weil diese im Jahr zuvor im Auftrag von Superintendent Martin Albertz eine andere Denkschrift anderen Inhalts, nämlich „Über die Aufgaben der Bekennenden Kirche an den evangelischen Nichtariern“, vorgelegt hatte. Dabei beschönigte Wilhelm Niemöller die Lage insofern, als er im Blick auf die Worte der Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ schreibt: „Die mahnenden Worte wurden nicht überhört.“²⁸ Die falsche Zuschreibung der Denkschrift ist seit Wilhelm Niemöllers Darstellung bis zur Untersuchung Dietgard Meyers aus dem Jahr 1999 in der Forschung regelmäßig ungeprüft übernommen worden. So wird die Denkschrift in der ebenfalls von Wilhelm Niemöller herausgegebenen Dokumentation „Die Synode von Steglitz“ aus dem Jahr 1970 zwar vollständig dokumentiert, jetzt auch korrekt auf Mitte September 1935 datiert – ergänzt um einen Nachtrag aus dem Mai 1936; sie wird aber nach wie vor Marga Meusel zugeschrieben.²⁹

²⁶ Gerhard Besier, *Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934-1937*, Berlin/München 2001, 847.

²⁷ Die Denkschrift ist aus dem Nachlass von Elisabeth Schmitz vollständig dokumentiert in: Hannelore Erhart, Ilse Meseburg-Haubold, Dietgard Meyer: *Katharina Staritz, Bd. 1*, 218-261.

²⁸ Wilhelm Niemöller, *Kampf und Zeugnis der Bekennenden Kirche*, Bielefeld 1948, 455.

²⁹ Vgl. *Die Synode zu Steglitz. Die dritte Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union. Geschichte – Dokumente – Berichte*, hg. v. W. Niemöller, Göttingen 1970, 30-58; vgl. auch a.a.O., 15.

In der Denkschrift von Elisabeth Schmitz heißt es u.a.:

„Wo ist dein Bruder Abel? Es wird auch uns, auch der Bekennenden Kirche keine andere Antwort übrig bleiben als die Kainsantwort... Und wenn die Kirche um ihrer völligen Zerstörung willen in vielen Fällen nichts tun kann, warum weiß sie dann nicht wenigstens um ihre Schuld? Warum betet sie nicht für die, die dies unverschuldete Leid und die Verfolgung trifft? Warum gibt es nicht Fürbittegottesdienste, wie es sie gab für die gefangenen Pfarrer? Die Kirche macht es einem bitter schwer, sie zu verteidigen... Daß es aber in der Bekennenden Kirche Menschen geben kann, die zu glauben wagen, sie seien berechtigt oder gar aufgerufen, dem Judentum in dem heutigen historischen Geschehen und dem von uns verschuldeten Leiden Gericht und Gnade Gottes zu verkündigen, ist eine Tatsache, angesichts der uns eine kalte Angst ergreift. Seit wann hat der Übeltäter das Recht, seine Übeltat als den Willen Gottes auszugeben? Hüten wir uns, daß wir den Greuel unserer Sünde nicht verstecken im Heiligtum des Willens Gottes. Es könnte sonst wohl sein, daß auch uns die Strafe der Tempelschänder trafe, daß auch wir den Fluch dessen hören müssen, der die Geißel flocht und trieb sie hinaus.“³⁰

Die klare Position einer Solidarisierung mit den Verfolgten, wie sie in dieser Denkschrift zum Ausdruck kam, wagte die Synode sich nicht zueigen zu machen. Stattdessen verabschiedete sie eine Erklärung, in der „Judenmission und Judentaufe ... verteidigt“ wurden.³¹ Die Fragen, um die es Elisabeth Schmitz in ihrer Denkschrift gegangen war, wurden „in einem Beschluß der Synode an den Bruderrat zur Weiterbehandlung überwiesen“.³² Die „Denkschrift der Vorläufigen Kirchenleitung“ der Bekennenden Kirche an Hitler vom Mai 1936 enthielt dann

³⁰ Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“; vgl. bei D. Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz*, Bd. 1, 240 u. 245f.

³¹ Vgl. dazu Eberhard Bethge, *Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse*, München 1967, 558: „Vor den Juden war das peinlich; aber vor dem nationalsozialistischen Staat war selbst dies Wort ein gewisses Bekenntnis, mit dem man sich exponierte, wenn nun jede Akklamation zum Staat hin fehlte.“ – Vgl. dazu auch: Wolfgang Gerlach, *Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden*, Berlin (2., bearbeitete u. ergänzte Aufl.) 1993, 156f.

³² E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, 558.

immerhin eine Distanzierung von der antisemitischen Propaganda des Nationalsozialismus, die im Widerspruch zum „Gebot der Nächstenliebe“ stehe.³³

Auch nach dem Misserfolg von Steglitz gab Elisabeth Schmitz nicht auf. Vielmehr ergänzte sie ihre Denkschrift um einen Nachtrag, der die durch die Nürnberger Gesetze verschärfte Lage berücksichtigt. Und sie bemühte sich um die weitere Verbreitung ihrer Denkschrift, indem sie prominenten Kirchenleuten, bei denen sie eine gewisse Sensibilität für das Thema erhoffte, Durchschläge zukommen ließ. Zu diesen zählte auch Karl Barth, der nach seiner Absetzung in Bonn im Herbst 1935 in die Schweiz zurückgekehrt war, um einen theologischen Lehrstuhl in Basel zu übernehmen. In einem Schreiben an Barth aus dem Juli 1936, abgesandt aus Basel offenbar nach einem Besuch bei Barth, trug Elisabeth Schmitz weitere Ergänzungen zu ihrer „Materialsammlung“ nach und legte noch einmal ihre Absicht dar:

„Was ich will, ist vor allem dies: daß ich nicht als Privatperson XY einigen mir zufällig erreichbaren Pfarrern Material gebe, sondern daß die Kirche anerkennt, daß es sich um ein Gebiet handelt, das sie angeht, u. daß sie meine Arbeit in irgendeiner Form als einen ihr erwiesenen Dienst annimmt.“³⁴

Dazu ist es nie gekommen.

In ihrem Brief geht Elisabeth Schmitz auch vorsichtig auf Distanz zu der von ihr bei Barth offenbar wahrgenommenen Abneigung gegenüber dem „Jüdischen“:

³³ Vgl. die „Denkschrift der (2.) Vorläufigen Kirchenleitung an den Führer und Reichskanzler im Frühjahr 1936“, in: W. Niemöller, *Die Bekennende Kirche sagt Hitler die Wahrheit. Die Geschichte der Denkschrift der Vorläufigen Kirchenleitung vom Mai 1936*, Bielefeld 1954, 14: „Wenn dem Christen im Rahmen der nationalsozialistischen Weltanschauung ein Antisemitismus aufgedrängt wird, der zum Judenhaß verpflichtet, so steht für ihn dagegen das Gebot der Nächstenliebe.“

³⁴ Brief von E. Schmitz an Karl Barth, Basel, 16. Juli 1936 (zit. nach D. Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*), 262.

„Zur Judenfrage selbst hätte ich noch viel zu fragen u. zu sagen, z.B. bezügl. der Empfindung der Fremdheit, die man dem Jüdischen gegenüber habe, das man noch im ‚Vierteljuden‘ spüre – wenn ich Sie richtig verstanden habe ... Es steht jedenfalls Empfindung gegen Empfindung ... Also jedenfalls: von daher geht es nicht. Da das auch Ihre Ansicht war u. es sich um die theologische Frage handelt, darf ich noch einmal meine Bitte wiederholen: Sie möchten sich dieser theol. Frage annehmen, aber so, daß die Kreise der BK, auf die es ankommt, es erfahren.“³⁵

In gewisser Weise kann man Barths Wipkinger Vortrag „Die Kirche und die politische Frage von heute“ vom 5. Dezember 1938 als die von Elisabeth Schmitz erbetene Stellungnahme ansehen. In deutlicher Anspielung auf den Pogrom vom 9. und 10. November 1938 heißt es dort: „Der eigentlich durchschlagende, biblisch-theologische Grund“ für die Feststellung, dass es sich im Nationalsozialismus um eine „grundsätzlich antichristliche Gegenkirche“ handle, liege „nicht in den verschiedenen antichristlichen Beteuerungen und Handlungen des Nationalsozialismus, sondern in der Sache, die uns gerade in den letzten Wochen besonders bewegt hat, nämlich seinem prinzipiellen *Antisemitismus*.“ Angesichts der „physischen Ausrottung“ des Judentums, die jetzt in Deutschland offenbar „ins Werk gesetzt“ werde, angesichts der „Verbrennung ... der Synagogen und Thorarollen“, der „Perhorreszierung ... des ‚Judengottes‘ und der ‚Judenbibel‘“ müsse gesagt werden:

„Wer ein prinzipieller Judenfeind ist, der gibt sich als solcher ... als prinzipieller Feind Jesu Christi zu erkennen. Antisemitismus ist Sünde wider den Heiligen Geist.“³⁶

³⁵ Brief von E. Schmitz an Karl Barth, Basel, 16. Juli 1936 (zit. nach D. Meyer, a.a.O., 262; vgl. D. Meyer, a.a.O., 190). – Vgl. Barths späteres Eingeständnis in seinem Brief an Friedrich-Wilhelm Marquardt, dass er „in der persönlichen Begegnung mit dem lebendigen Juden (auch Judenchristen!) ... immer so etwas wie eine völlig irrationale Aversion herunterzuschlucken“ gehabt habe, ein „gewissermaßen allergisches Reagieren“, zu dem er selber aus theologischen Gründen nur „pfui!“ sagen könne (K. Barth, Brief an F.-W. Marquardt vom 5.9.1967, in: ders., *Briefe 1961-1968*, hg. v. J. Fangmeier u. H. Stoevesandt, Zürich 1975, 420f.).

³⁶ Karl Barth, Die Kirche und die politische Frage von heute, in: ders., *Eine Schweizer Stimme 1938-1945*, Zollikon-Zürich (2. Aufl.) 1948, 89f.

Diese eindeutige öffentliche Stellungnahme Barths erfolgte allerdings zu einem Zeitpunkt – nach Barths öffentlicher Solidarisierung mit den Tschechen in der sog. „Sudetenkrise“³⁷ –, als die Kreise in der Bekennenden Kirche, an die Elisabeth Schmitz gedacht haben mochte, kaum mehr bereit waren, auf Barth zu hören.

Wegen ihrer Wohngemeinschaft mit Martha Kassel und weil sie nicht dem NS-Lehrerbund angehörte, wurde Elisabeth Schmitz im Herbst 1937 denunziert. Nach einem Verhör durch die NSDAP wurde ihr die Entlassung aus dem Schuldienst angedroht.³⁸ Martha Kassel war offenbar auch nach ihrem Kirchenaustritt noch mit Elisabeth Schmitz in Gottesdienste der Bekennenden Kirche gegangen, etwa in die Fürbittgottesdienste in der Dahlemer Annenkirche,³⁹ die dort nach Martin Niemöllers Verhaftung 1937 eingerichtet worden waren.⁴⁰ Dort gehörten Martha Kassel und Elisabeth Schmitz offenbar auch zu den Hörerinnen von Helmut Gollwitzers Bußtagspredigt vom 16. November 1938, auf die Elisabeth Schmitz mit dem eingangs zitierten prophetischen Brief geantwortet hat.

Veranlasst durch die „Pogrome und Synagogenbrände des 9. November 38“⁴¹, die ihre Freundin Martha Kassel endgültig zur Emigration getrieben

³⁷ Vgl. Karl Barth, Brief an Prof. Hromádka in Prag, Bergli-Oberrieden, 19. September 1938, in: ders., *Eine Schweizer Stimme*, 58f: „Sollten die Westmächte den „unsinnigen Forderungen Deutschlands“ zustimmen, so sei zu hoffen, „daß die Söhne der alten Hussiten dem überweich gewordenen Europa dann zeigen werden, daß es auch heute noch Männer gibt. Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns – und, ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch für die Kirche Jesu Christi tun ...“

³⁸ D. Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*, 209.

³⁹ D. Meyer, a.a.O., 201, Anm. 72. – Am 13. September 1938 heiratete Martha Kassel den Arzt Gert Seefeld, mit dem sie bald nach dem Novemberpogrom am 10. Dezember 1938 nach Argentinien emigrierte. Dort arbeitete sie auf einer Farm, bevor sie 1946 in die USA übersiedelte, wo sie als Hausangestellte arbeitete. Sie ist am 29.9.1952 in New York gestorben (Angaben nach: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*, 549).

⁴⁰ Vgl. G. Schäberle-Koenigs, *Und sie waren täglich einmütig beieinander*, 39: „Die für die Dahlemer Gemeinde folgenreichste Reaktion auf Niemöllers Verhaftung war der Entschluß, fortan jeden Abend in der Annenkirche zu einem Fürbittgottesdienst zusammenzukommen.“ – Vgl. auch a.a.O., 121.

⁴¹ Elisabeth Schmitz, Lebenslauf o.D. (zit. nach: Dietgard Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*, 205).

hatten, tat Elisabeth Schmitz einen Schritt, den sie schon lange erwogen hatte: Sie beantragte Ende 1938 ihre Entlassung aus dem Schuldienst, da sie nicht bereit war, die Schüler zu „nationalsozialistischen Menschen“ zu erziehen. In ihrem Gesuch um Versetzung in den Ruhestand schrieb sie:

„Es ist mir in steigendem Maße zweifelhaft geworden, ob ich Unterricht bei meinen rein weltanschaulichen Fächern – Religion, Geschichte, Deutsch – so geben kann, wie ihn der nationalsozialistische Staat von mir erwartet und fordert.“

Da „dieser dauernde Gewissenskonflikt untragbar geworden“ sei, sehe sie sich „genötigt“, aus dem Schuldienst auszuschneiden.⁴² Sie sah sich, wie sie später formulierte, außerstande, „länger Beamtin einer Regierung zu sein, die die Synagogen anstecken läßt“.⁴³ Dem Gesuch wurde stattgegeben, und Elisabeth Schmitz wurde zum 1. April 1939 in den Ruhestand versetzt.⁴⁴

Nach ihrem Ausscheiden aus dem Schuldienst stellte sich Elisabeth Schmitz der Bekennenden Kirche für ehrenamtliche Arbeiten zur Verfügung. Dazu zählte auch der „überaus gefährliche Auftrag, Religionsunterricht an Juden zu erteilen, die sich taufen lassen wollten“.⁴⁵ Elisabeth Schmitz arbeitete auch in der Dahlemer dogmatischen Arbeitsgemeinschaft mit, die von Helmut Gollwitzer gegründet worden war.⁴⁶ Zuletzt wurde in dieser Arbeitsgemeinschaft 1942 Karl Barths „Israellehre“ gelesen und diskutiert, die von Barth im Rahmen der Gotteslehre der Kirchlichen Dogmatik (KD II/2) entwickelt wird und in die Lehre

⁴² Elisabeth Schmitz, Gesuch um Versetzung in den Ruhestand vom 31.12.1938 (zit. nach: D. Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*, 206; vgl. auch: D. Meyer, a.a.O., 205).

⁴³ Elisabeth Schmitz, Lebenslauf o.D. (zit. nach: D. Meyer, a.a.O., 205).

⁴⁴ Vgl. a.a.O., 207.

⁴⁵ Wilhelm Jannasch, Bescheinigung zum Begleitbrief an Elisabeth Schmitz vom 12.4.1947 (zit. nach: D. Meyer, a.a.O., 212).

⁴⁶ Dazu vgl. G. Schäberle-Koenigs, *Und sie waren täglich einmütig beieinander*, 202. – Danach scheint Elisabeth Schmitz sich erst nach ihrer Versetzung in den Ruhestand und nach Gollwitzers Ausweisung aus Berlin an dieser Arbeitsgemeinschaft beteiligt zu haben. Jedenfalls bezieht sich der bei G. Schäberle-Koenigs (a.a.O., Anm. 32) genannte Beleg auf einen Brief von Gertrud Staewen an H. Gollwitzer vom 24.10.1940.

von Gottes Gebot einmündet.⁴⁷ Innerhalb der Lehre von „Gottes Gnadenwahl“ entfaltet Barth in einer großen Paraphrase von Röm 9-11 seine Sicht des Verhältnisses von Kirche und Israel als der einen Gemeinde Gottes in ihrer zweifachen Gestalt unter dem Bogen des Bundes.⁴⁸ Aus dieser Arbeitsgemeinschaft ist die illegale „Dahlemer Judenhilfe“ hervorgegangen, über die im Jahr 1947 Helene Jacobs und Gertrud Staewen berichteten.⁴⁹

Im August 1943 zog Elisabeth Schmitz in ihre Geburtsstadt Hanau, wo sie das Kriegsende erlebte. 1946 kehrte sie in Hanau in den Schuldienst zurück.

„Am 1. September 1958 wurde sie pensioniert... Elisabeth Schmitz starb am 10. September 1977.“⁵⁰

4. Schlussüberlegungen

Man kann nicht sagen, dass das Anliegen von Elisabeth Schmitz damals ganz ungehört geblieben sei. Dennoch erheben sich Fragen: Warum blieb die Denkschrift vom September 1935 letztlich in der Versenkung, obwohl sie doch mit beispielloser Klarheit die Notwendigkeit einer Solidarität der Bekennenden Kirche mit den verfolgten Juden begründete? Dietrich Bonhoeffer hat damals die Vermutung geäußert, dass die Zurückhaltung der Bekennenden Kirche gegenüber dem staat-

⁴⁷ Vgl. G. Schäberle-Koenigs, a.a.O., 102. – Von dem Band II/2 der „Kirchlichen Dogmatik“ waren unter dem Tarntitel „Calvinstudien“ ohne Verfasserangabe einige Exemplare nach Deutschland geschmuggelt worden, von denen die Dahlemer Gruppe eines besaß. Auch Dietrich Bonhoeffer ließ sich 1943 ein Exemplar dieses Bandes ins Gefängnis kommen (vgl. E. Busch, *Karl Barths Lebenslauf*, 329).

⁴⁸ Vgl. K. Barth, *Die Kirchliche Dogmatik, Bd. II/2*, 218f: „Die Gemeinde ... ist als Israel und als Kirche unauflösbar Eine ... Sie ist als die Eine unauflösbar Beides: Israel und Kirche.“

⁴⁹ Vgl. Helene Jacobs, „Illegalität aus Verantwortung. Dr. Franz Kaufmann zum Gedächtnis“, in: *Unterwegs, 1947/3*, 10ff. – Gertrud Staewen, „Bilder aus der Arbeit der illegalen Judenhilfe“, in: *Unterwegs, 1947/3*, 20ff. – G. Schäberle-Koenigs, *Und sie waren täglich einmütig beieinander*, 308ff. – Vgl. jetzt auch: Marlies Flesch-Thebesius, *Zu den Außenseitern gestellt. Die Geschichte der Gertrud Staewen*, Berlin 2004.

⁵⁰ D. Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in: Hannelore Erhart u.a., *Katharina Staritz, Bd. 1*, 212.

lichen Handeln letztlich auf Angst beruhe.⁵¹ War es das? Oder lag es daran, dass Elisabeth Schmitz keine Kirchenfunktionärin war, keine Amtsträgerin, keine Synodale, kein „rauchender Mann“ wie die führenden Theologen der Bekennenden Kirche, sondern lediglich eine Lehrerin und ein einfaches Gemeindeglied, eben doch nur eine „Privatperson XY“? Umgekehrt stellt sich auch die Frage: Warum hat sie sich nie gegen die falsche Zuschreibung ihrer Denkschrift gewehrt?

In der sozialwissenschaftlich orientierten Holocaustforschung wird unterschieden zwischen christlichem „Philosemitismus“ und humanistischem Universalismus als Motiven der Solidarität und des Engagements zur Rettung der Verfolgten.⁵² Die Mehrheit der sich Solidarisierenden seien eher altruistisch sozialisierte Humanisten gewesen, bei denen explizit religiöse Motive nur eine untergeordnete Rolle spielten.⁵³ Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer fallen danach allerdings eher unter die minoritäre Kategorie der „Exzeptionalisten“, die nicht primär (christlich-) humanistisch, sondern mit der besonderen Beziehung der Kirche zu Israel, d.h. „philosemitisch“ argumentierten, um ihr Engagement für die verfolgten Juden theologisch zu begründen.⁵⁴ Bei Elisabeth Schmitz lässt sich gar nicht entscheiden, welches Motiv vorrangig ist: Bei ihr scheinen sich die erwählungstheologischen („barthianischen“) und die humanistischen („liberalen“) Motive gegenseitig verstärkt zu haben. So bringt sie die sozialwissenschaftlichen

⁵¹ Vgl. D. Bonhoeffer, Brief an E. Sutz vom 11.9.1934, in: ders., *London 1933-1935*, hg. v. H. Goedecking u.a. (DBW 13), Gütersloh 1994, 204: „Es muß auch endlich mit der theologisch begründeten Zurückhaltung gegenüber dem Tun des Staates gebrochen werden – es ist ja doch alles nur Angst.“

⁵² Vgl. Stephen R. Haynes, *Christian Humanism vs. Christian Philo-Semitism: Bonhoeffer and the Phenomenon of Rescue*, Paper auf dem IX. Internationalen Bonhoeffer-Kongress, 6.-11.6.2004, Rom (unveröffentlicht). – Haynes bezieht sich insbesondere auf: Eva Fogelman, *Conscience and Courage: Rescuers of Jews during the Holocaust*, New York 1994.; Samuel P. Oliner und Pearl M. Oliner, *The Altruistic Personality: Rescuers of Jews in Nazi Europe*, New York 1988; Nechama Tec, *When Light Pierced the Darkness: Christian Rescuers of Jews in Nazi-Occupied Poland*, New York 1986.

⁵³ Vgl. S. R. Haynes, a.a.O., 7f. u. 15f.

⁵⁴ Vgl. S. R. Haynes, a.a.O., 19f. – Wenn Barth freilich in seinem oben zitierten Brief an E. Schmitz vom 18. 1. 1934 die Verfolgung der Juden in Deutschland „menschlich, politisch und christlich eine Unmöglichkeit“ nennt, dann zeigt diese Formulierung, dass die Alternative von universalistisch-humanistisch und exzeptionalistisch-erwählungstheologisch kaum seinem Selbstverständnis entsprochen hätte. Auch im Blick auf Bonhoeffer kann, wie Haynes (a.a.O., 26f) zeigt, von einer Kombination der humanistischen und der erwählungstheologischen Motive gesprochen werden.

Unterscheidungen durcheinander. Universalistischer Humanismus und exeptionalistischer „Philosemitismus“ stellen in ihrem Fall eine falsche Alternative dar.

Elisabeth Schmitz bringt aber auch theologische Unterscheidungen und Parteiungen durcheinander: Als ich vor zwei Jahren auf die Entdeckung von Dietgard Meyer in einem kleinen Beitrag zum „Bonhoeffer-Rundbrief“ hinwies,⁵⁵ gab es neben Zustimmung auch Protest.⁵⁶ Nach wie vor scheint sowohl unter Barthianern als auch in der Bonhoeffer-Gemeinde ein gewisses Zögern vorzuherrschen, sich auf die Erkenntnis einzulassen, dass Elisabeth Schmitz den beiden berühmteren Theologen an Geistesgegenwart voraus gewesen sein könnte.⁵⁷ Noch in der Neuauflage von Eberhard Bethges Bonhoeffer-Biographie aus dem Jahr 2001 wird die falsche Zuschreibung der Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ wiederholt. In den neusten Auflagen soll der Fehler korrigiert werden, – ich habe das noch nicht überprüfen können. Noch im Jahr 2003 zeigte sich andererseits Eberhard Busch auf einer Tagung, auf der er sich zu Barths Engagement für die Juden äußerte, auf Nachfrage ahnungslos darüber, wer die Adressatin der zitierten Briefe Barths zur sog. „Judenfrage“ in den Jahren 1933 und 1934 war.

Schließlich: Entscheidend am Engagement von Elisabeth Schmitz scheint mir weniger der Aspekt des Widerstandes zu sein, der sehr vielfältige Aspekte um-

⁵⁵ Vgl. Andreas Pangritz, Die Bekennende Kirche und die Juden. Wer war die Verfasserin der Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ (1935/36)?, in: *Bonhoeffer-Rundbrief. Mitteilungen der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft, Sektion Bundesrepublik Deutschland*, Nr. 69, Oktober 2002, 16-37.

⁵⁶ Vgl. Wolfgang Gerlach, Erwiderung auf den Beitrag „Die Bekennende Kirche und die Juden“ ..., in: *Bonhoeffer-Rundbrief. Mitteilungen der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft, Sektion Bundesrepublik Deutschland*, Nr. 70, Februar 2003, 42-47.

⁵⁷ Die jüngste Darstellung von Reinhart Staats stellt insofern eine Ausnahme dar, als hier der Versuch unternommen wird, Elisabeth Schmitz gegen Karl Barth in Stellung zu bringen (vgl. R. Staats, Elisabeth Schmitz und die Nächstenliebe im Kampf gegen Rassismus, in: ders., *Protestanten in der deutschen Geschichte. Geschichtstheologische Rücksichten*, Leipzig 2004, 52-61). Da dies jedoch ohne jeden Beleg geschieht – es sei denn, die Tatsache, dass Elisabeth Schmitz (wie auch K. Barth und D. Bonhoeffer) bei Adolf von Harnack studiert hat, soll als der fehlende Beleg dienen –, muss dieser Versuch als grobe Verzeichnung gelten. Rätselhaft bleibt auch, was die fehlerhafte Zuschreibung der Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ an Marga Meusel mit der angeblich barthianischen Prägung der Kirchengeschichtsschreibung in der Nachkriegszeit zu tun haben soll, wie Staats behauptet.

fassen könnte, sondern präziser: die Solidarität mit den Juden, und zwar – das ist auf einer Tagung, die sich primär mit Christen jüdischer Herkunft befasst, wichtig zu betonen – nicht nur mit den getauften, sondern mit allen Juden!